



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

No. 248.

Mittwoch, den 21. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Der Fluchlinienplan über die Verschmälerung der Odenwaldstraße vom Kaiser Wilhelm-Ring bis zur Bahnhofstraße, sowie Verlegung und Verschmälerung der Straßen „Am Melonenberg“ und „Rathorstraße“ von der Biederstraße bis zur Odenwaldstraße in dem Distrikt „Vor Heiligenborn“. (Abänderung der Fluchlinien-Pläne 1904—12 und 1905—20) ist durch Magistratsbeschluss vom 17. Oktober förmlich festgestellt worden und wird vom 24. d. Mts. ab weitere 8 Tage im Rathaus 1. Obergeschoss, Zimmer 38a während der Dienststunden zu Jedermanns Einsicht offen gelegt.

Wiesbaden, den 19. Oktober 1908.

Der Magistrat.

14820

Bekanntmachung.

Der Fluchlinienplan über die Verlegung des Fußweges zwischen Ballmühlstraße und Albrecht-Dürer-Anlage. (Abänderung des Fluchlinien-Planes 1900—30) ist durch Magistratsbeschluss vom 17. Oktober ex. förmlich festgestellt worden und wird vom 24. d. Mts. ab weitere 8 Tage im Rathaus 1. Obergeschoss, Zimmer 38a während der Dienststunden zu Jedermanns Einsicht offen gelegt.

Wiesbaden, den 19. Oktober 1908.

Der Magistrat.

14829

Bekanntmachung.

Die am Eingange zum Südfriedhof errichteten vier Pavillons sollen alsbald als Ausstellungs-räume für Gärtner oder Steinbildhauer vermietet werden.

Schriftliche Angebote sind verschlossen und mit entsprechender Aufschrift versehen bis spätestens Montag, den 26. Oktober d. J. im Rathaus, Zimmer Nr. 44 abzugeben.

Wiesbaden, den 18. Oktober 1908.

Der Magistrat.

14405

Gewerbegerichtswahl.

Zur Vornahme der Wahl werden
a. die Arbeitgeber
auf Montag, den 9. November 1908, d. J. von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags
b. die Arbeitnehmer
auf Dienstag, den 10. und Mittwoch, den 11. November 1908, d. J. von 4 bis 8 Uhr abends ein-
geladen.

Die Wahl findet im Stadtverordneten-saal des Rathauses, Zimmer Nr. 38 statt. Sie ist unmit-
telbar und geheim. Das Wahlverfahren regelt
sich nach den Grundgesetzen der Verhältniswahl mit
gebundenen Listen. Es kann bei Reibung der
Unmöglichkeit der Stimme nur für unveränderte
Vorschlagslisten gestimmt werden, die beim Ma-
gistrat in der Zeit vom 16. bis 31. Juli 1908, d. J.
eingereicht worden sind.

Das Wahlrecht wird in eigener Person durch
verdeckten Stimmzettel ohne Unterschrift ausge-
übt. Die Stimmzettel müssen von weitem Pa-
pier sein, dürfen kein äußeres Kennzeichen an
sich tragen und sind von den Wählern in einem
von Amtswegen zur Verfügung gestellten Um-
schlage, der kein Kennzeichen haben darf, abzu-
geben.

An der Wahl können sich als Wähler nur solche
Personen beteiligen, die in den Wählerlisten ein-
getragen sind. Die Anmeldebefcheinigungen sind
als Legitimation bei der Wahlhandlung vorzu-
legen.

Wiesbaden, den 5. Oktober 1908.

Der Vorsitzende des Wahlausschusses

J. V.:
Bergmann.

Polizei-Verordnung.

Auf Grund der §§ 6, 12 und 13 der Aller-
höchsten Verordnung über die Polizeiverwaltung
in den neu erworbenen Landesteilen vom 20.
September 1887 (G. S. S. 1529) in Verbindung
mit den §§ 137 und 138 des Gesetzes über die all-
gemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883
(G. S. S. 195), § 13 des Reichsgesetzes, betref-
fend die Bekämpfung gemeingefährlicher Kran-
keiten vom 30. Juni 1900 (R. G. Bl. S. 300 ff.)
und § 8 der Anweisung des Bundesrats zur Be-
kämpfung der Cholera vom 28. Januar 1904 ord-
ne ich hierdurch — der Eilbedürftigkeit wegen
vorbehaltlich der nachträglichen Zustimmung des
Bezirksausschusses — für den Umfang des Re-
gierungsbezirks Wiesbaden an, was folgt:

§ 1. Alle zureichenden Personen, welche sich in-
nerhalb der letzten 8 Tage vor ihrer Ankunft in
Choleraverdächtige Gegenden Aufenthalts aufge-
halten haben, sind unverzüglich nach ihrer An-
kunft der Ortspolizeibehörde schriftlich oder
mündlich zu melden.

§ 2. Unter zureichenden Personen sind nicht nur
ortsfremde Personen, die von auswärts eintref-
fen, sondern auch ortsangehörige Personen zu
verstehen, die nach längerem oder kürzerem Ver-
weilen in einer choleraverdächtige Gegenden Auf-
halts nach Hause zurückkehren.

§ 3. Wer zur Erstattung der Meldung ver-
pflichtet ist, regelt sich nach den Bestimmungen
der Polizei-Verordnungen vom 14. 7. 04 (Amts-
blatt für den Regierungsbezirk Wiesbaden, Seite
315 fg.), 24. 9. 04 und 18. 2. 05 (Amtsblatt für
den Stadt- und Landkreis Frankfurt a. M. S.
375 fg. und 92), sowie vom 30. 7. 04 (Amtsblatt
1908, für den Regierungsbezirk Wiesbaden, Er-
trabellage Nr. 41).

§ 4. Hausüberhandlungen gegen obige Anord-
nungen werden nach § 45 Ziffer 4 des Reichs-
gesetzes vom 30. 6. 1900 (Reichsgesetzblatt Seite
306 fg.) bestraft.

§ 5. Diese Polizei-Verordnung tritt mit dem
Tage ihrer Verkündung in Kraft.

Wiesbaden, den 6. Oktober 1908.

Der Regierungspräsident. Dr. v. Reiffert.

Wird veröffentlicht. 14829

Wiesbaden, den 20. Oktober 1908.

Der Magistrat.

Städtische

Säuglings-Milch-Anstalt.

Trinkfertige Säuglingsmilch die Tagespor-
tion für 22 Pfenning erhält jede minder-
bemittelte Mutter auf das Versteht jedes Arztes
in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Melonen-
straße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapel-
lenstraße 42,
3. in der Heilanstalt für Kranke, Kranienstraße 53,
4. in der Apotheke Bernheim, Wellrichstr. 30,
5. in der Apotheke Lillie, Moritzstraße 12,
6. in der Apotheke Müller, Bismarckstraße 31,
7. in der Apotheke Vorhehl, Rheinstrasse 53,
8. in dem Hospiz zum hl. Geist, Friedrich-
straße 24,
9. in der Kaffeehaus, Marktstraße 13,
10. in der Krippe, GutsMuthsstraße 20/22,
11. in der Paulinenklinik, Sierkestrasse 31,
12. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacher-
straße 38,
13. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthaus-
straße 24 und
14. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthaus-
straße 24 und
15. in dem Wöchnerinnen-Hosp. Schöne Aus-
sicht 18.

Befestungen sind gegen Ablieferung des Ab-
schlusses dort zu machen.

Unentgeltliche Verpflegung über Pflege und
Ernährung der Kinder und Anstellung von
Mutterpflegerinnen erfolgt in der Mutterberathungsstelle
(Marktstraße 1/3) Dienstags, Donnerstags u.
Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.
Bemittelte Mütter erhalten die Milch gegen
Einzahlung des amtlichen Ablasses bei der

Säuglingsmilch-Anstalt, Schlachthausstr. 24, frei
ins Haus geliefert, und zwar:

Nr. 1 der Mischung zum Preise von 10 Pfg.
für die Flasche; Nr. 11 der Mischung zum Preise
von 12 Pfg. für die Flasche; Nr. 111 der Mi-
schung zum Preise von 14 Pfg. für die Flasche;
Nr. 1V der Mischung zum Preise von 14 Pfg. für
die Flasche.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

Der Magistrat.

Alzise-Rückvergütung.

Die Alzise-Rückvergütungen betrugen aus vorigem
Monat können gegen Empfangsbestätigung in
der Abfertigungsstube, Neugasse 6 a, p., Einneh-
mungen, während der Zeit von 8 Uhr vormittags
bis 6 Uhr nachmittags in Empfang genommen
werden. Die bis zum 31. d. Mts., abends, nicht
abgehobenen Beträge werden den Empfangsbe-
rechtigten abzüglich Postporto durch Postanwei-
sung überandt werden.

14424

Wiesbaden, den 14. Oktober 1908.

Städtisches Alziseamt.

Bekanntmachung.

Der Fruchtmarkt beginnt während der Win-
termontate — Oktober bis einschließlich März —
um 10 Uhr vormittags.

14087

Städt. Alzise-Amt.

Verdingung.

Die Schreinerarbeiten (Windsänge, Türen,
Wandschränke, Fußböden, Podien usw., Löss 1
bis 7) für den Neubau der Volksschule an der
Friedrichstraße sollen im Wege der öffentlichen
Ausbreitung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen kön-
nen während der Vormittagsdienststunden im
Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, im-
mer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen
ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen
Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung
von 1,50 M. bis zum Mittwoch, den 25. d. Mts.,
mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Verschlüsselt und mit der Aufschrift „S. A.
88 Löss 1“ versehenen Angebote sind spätestens
bis Samstag, den 31. Oktober 1908, vormittags
10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt unter
Einwirkung der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und aus-
gefüllten Verdingungsformular eingereichten An-
gebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 17. Oktober 1908.

Städtisches Hochbauamt.

Verdingung.

Die Lieferung von 500 Kubikmeter Krosen
aus Hartbajal für die Bauverwaltung der Stadt
Wiesbaden soll im Wege der öffentlichen Aus-
schreibung vergeben werden.

Angebotsformulare und Verdingungsunter-
lagen können während der Vormittagsdienststun-
den im Rathaus, Zimmer Nr. 53, eingesehen,
auch von dort gegen Vorzahlung oder bestellgeld-
freie Einzahlung von 50 Pfg. (keine Briefmarken
und nicht gegen Postnachnahme) und zwar bis
zum letzten Tage vor dem Termin bezogen
werden.

Verschlüsselt und mit entsprechender Auf-
schrift versehenen Angebote sind spätestens bis
Dienstag, den 27. Oktober 1908, vormittags 11
Uhr, im Rathaus, Zimmer Nr. 53, einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Ge-
genwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausge-
füllten Verdingungsformular eingereichten An-
gebote werden bei der Zuschlagsverteilung berück-
sichtigt.

Zuschlagsfrist: 28 Tage.

Wiesbaden, den 10. Oktober 1908.

Städtisches Straßenbauamt.

Verdingung.

Die Ausführung der Spenglerarbeiten, sowie
die Eindeckung von Dachflächen und des Dachre-
fers, alles aus Kupferblech für die Halle für
Trauerveranstaltungen auf dem Südfriedhof soll
im Wege der öffentlichen Ausschreibung verding-
en werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen kön-
nen während der Vormittagsdienststunden 11 bis
1 Uhr, im Städt. Baubureau, Adlerstraße 4, p.
eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich
Zeichnungen auch von dort gegen Vorzahlung od.
bestellgeldfreie Einzahlung von 50 Pfg.
(nicht per Nachnahme und nicht in Briefmarken)
solange der Vorrat reicht, bis zum Verdingungs-
termin bezogen werden.

Verschlüsselt und mit der Aufschrift „Spengler-
arbeiten“ versehenen Angebote sind spätestens bis
Montag, den 26. Oktober 1908, vorm. 10 Uhr,
hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegen-
wart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausge-
füllten Verdingungsformular eingereichten Ange-
bote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 16. Oktober 1908.

Hochbauten auf dem Südfriedhof. 14552

Nichtamtlicher Teil.

Sonnenberg.

Bekanntmachung.

Samtliche Konnoskanten der Pflichtfeuerwehr
mit Ausnahme der Wachmannschaft haben am
Sonntag, den 25. d. Mts., vormittags 7 1/2 Uhr,
zu einer Uebung am Spritzenhause zu erscheinen.

Unpünktliches Erscheinen oder Fernbleiben von
der Uebung wird auf Grund der Feuerlösch-
polizei-Verordnung für den Regierungsbezirk
Wiesbaden vom 30. April 1906 mit Geldstrafe
bis zu 60 M., im Unvermögensfalle mit entspre-
chender Haft bestraft.

Sonnenberg, 20. Okt. 1908.

14423

Die Polizeiverwaltung: Buchelt.

Rambach.

Bekanntmachung.

Die Veranlagung zur Einkommensteuer er-
folgt in der Regel an dem Orte, wo der Steuer-
pflichtige zur Zeit der Veranlagungsabnahme
(27. Oktober d. J.) seinen Wohnsitz oder in Ge-
mangelung eines solchen seinen Aufenthalt hat.
Einen Wohnsitz im Sinne des Einkommen-
steuergesetzes hat jemand an dem Orte, wo
er eine Wohnung unter Umständen inne hat,
welche auf die Absicht der dauernden Verblei-
bung einer solchen schließen lassen.

Zur Folge eines mehrfachen Wohnsitzes steht
dem Steuerpflichtigen die Wahl des Ortes der
Veranlagung zu. Hat er von diesem Wahlrecht
keinen Gebrauch gemacht und ist die Veranlagung
an mehreren Orten erfolgt, so gilt nur die Ver-
anlagung an demjenigen Orte, an welchem die
Einzahlung zu dem höchsten Steuerbetrage statt-
gefunden hat.

Gemäß Art. 39 Nr. 3 Absatz 2 der Ausfüh-
rungsanweisung zum Einkommensteuergesetz in
der Fassung der Bekanntmachung vom 10. Juni
1906 muß von dem Wahlrecht bis zum Beginn
der Vereinfachung Gebrauch gemacht werden,
eine spätere Ausübung wird bei der Veran-
lagung nicht berücksichtigt.

Zu fordern daher diejenigen Steuerpflichti-
gen, denen nach den vorstehenden Bestimmungen
die Wahl der Veranlagungsstätte zusteht, auf, bis
zum 1. November d. J. der Ortsbehörde den
Ort, an welchem sie veranlagt zu werden wün-
schen, anzuzeigen.

14816

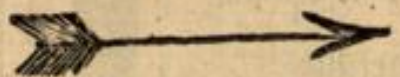
Rambach, den 16. Oktober 1908.

Der Bürgermeister: Metzdorf.

Billigere Preise

auf dem Baumwollmarkt.

Wir verkaufen



a'le Weisswaren — Leinenwaren — Baumwollwaren

Damenwäsche — Kinderwäsche — Tischwäsche — Bettwäsche

der momentan rückgängigen Konjunktur entsprechend

enorm billig!

Wir bringen nur all'rbeste, auf Haltbarkeit, gutes Tragen und in der Wäsche durchaus erprobte erstklassige Qualitäten in den Verkauf.

Unsere billigen Preise sind bekannt unübertroffen. — Unsere Auswahl in allen Abteilungen ist die denkbar grösste.

Für Hotels, Braut-Ausstattungen und den Hausbedarf beste Kaufgelegenheit.

S. Guttman & Co., Webergasse 8.

14608

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzeile 15 Pfg., die Reklamezeile 60 Pfg.; alle anderen Anzeigen 20 Pfg., die Reklamezeile 100 Pfg. Rabatt nach aufliegendem Tarif.

Nr. 22.

Wiesbaden, 21. Oktober

1908.

Krankheiten der Steinobstbäume.

Von J. Roska.

Viel rühren die Krankheiten der Steinobstbäume davon her, daß man Schwindelschadenspflanzen pflanzt und solche Bäume, die in der betreffenden Gegend nicht widerstandsfähig sind. In sehr vielen Fällen ist der Ursprung der in Rede stehenden Krankheiten an Steinobstbäumen Pilzwucherung, jedoch aber auch werden viele Krankheiten durch Witterungseinflüsse und plötzlichen Temperaturwechsel im Winter herbeigeführt. In der jüngsten Zeit tritt auf Kirschen- und Pflaumenbäumen die Monilia-Krankheit in manchen Gegenden vernichtend auf. Diese noch neuere Krankheit wird durch einen Pilz verursacht und die Sporen können von einem Baume zum anderen übertragen werden. Der Pilz macht sich in Nadelstoppförmigen Polsterungen auf den einzelnen Früchten, mögen sie reif oder unreif sein, breit. Mit der Zeit bilden sich aus diesen kleinen Polsterungen größere Flecke und der Pilz bewirkt, daß die Früchte braun und nach einiger Zeit faul werden. Der Pilz vermehrt sich sehr schnell und hat die Eigenschaft an sich, daß die Sporen an Wunden und ganz besonders an kleinen Wundrändern sich flott ausdehnen und nach Belieben wuchern und keimen. Aprikosen und Pfirsiche werden auch in manchen Jahren von diesem Pilz befallen. Gelbe Pflaumen und rote Pfirsiche erhalten durch diese Pilzwucherungen eine bräunliche Farbe und dieses ist das beste Zeichen, daß der Pilz *Monilia fraxigena* Pers. wuchert. Gängen solche braungefärbte Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche oder Aprikosen an den Bäumen, so nehme man die eingetrockneten Früchte von allen Bäumen und verbrenne sie. Nichts seltenes ist es, daß in manchen Jahren die Pflaumen-, Kirsch- und Pfirsichernten durch diesen Pilz vernichtet werden. Die abgefallenen braunen Früchte sind gleichfalls zu verbrennen. Mit allen Mitteln wird sowohl auf dem Lande, wie in der Stadt die Monilia-Krankheit bekämpft durch sorgfältiges Abpflücken der an den Bäumen eingetrockneten Früchte, weil die Ruinierung der in Frage stehenden Obstbäume durch diesen Pilz groß sein kann. Neben der Vernichtung der kranken Früchte sind die betreffenden kranken Bäume noch mit Kaliumsulfit im Sommer und Herbst zu besprühen. In einem Topf auf dem Feuer kocht man 4 Kilo gebrannten Kalk, 19½ Liter Wasser und 11 Kilo Schwefel. Dieses wird tüchtig durcheinander gerührt und alsbald ist das Wasser verdampft so daß die Kaliumsulfitlösung eine braune Farbe bekommt. Hieraus ist die klare Flüssigkeit von dem am Boden sitzenden Schlamm abzugießen und die klare Flüssigkeit wird in einen großen Bottich geschüttet, mit 390 Liter Wasser verdünnt und gerührt. Mit dieser Lösung besprüht man alle Woche die kranken Bäume und Zwergobstarten. Die dicke Kaliumsulfitlösung wird in großen Glasbehältern aufbewahrt, jedoch muß beachtet werden, daß die mit Wasser verdünnte Lösung nach 50 Stunden die vernichtende Kraft verloren hat. Sind an diesen befallenen Steinobstbäumen auch Wundränder, so ist es unbedingt notwendig, im Sommer und Herbst diese Wundränder mit Kaliumsulfitlösung auszuwaschen, damit die gekeimten Sporen des Pilzes vernichtet werden. Zu diesem Auswaschen ist etwas stärkere Kaliumsulfitlösung zu nehmen. Das Auswaschen der Wundränder und auch der Nagelspuren, die dadurch auf die Blattoberfläche kommen, darf mit genagelten Schuhen, die Kirschen-, Pflaumen- und Aprikosenbäume gepflückt sind, muß mit Vorsicht geschehen. Ferner tritt auf Sauerkirschen, Süßkirschen, Pflaumen und Aprikosen der Pilz *Monilia cinerea* Bon verheerend auf. Dieser Pilz wuchert weniger an den Früchten der Steinobstbäume, sondern er ruiniert die jungen einjährigen Triebe in der Vegetation und im Frühjahr nistet er sich in den Blüten ein und macht die ganze Blütenpracht und den Fruchtan-

satz zuschanden. Derselbe kann sich in so verheerender Weise an den Steinobstbäumen breit machen, daß ganze Äste von dem Pilz tot gemacht werden. Im Frühjahr sobald die Blüten erscheinen, kommen an den Stielen der Blüten die Sporen und wuchern dort vermehrend in sichtbarer Weise. Das zweite Mal bilden sich die Sporen wiederum im Frühjahr aber nicht an den Blütenstielen, sondern an den weissen Trieben, die den ganzen Winter an den Bäumen, Spalieren und Pyramiden hängen geblieben sind. Auf Pfirsichen sieht man diese Krankheit selten, nur kann dieser Pilz auf den nackten Rektarinenforten da und dort sichtbar sein. Die befallenen Steinobstbäume sind im Frühjahr sofort nach der Blüte mehrermale mit Kaliumsulfitlösung zu besprühen, aber vor allen Dingen ist danach zu streben, daß der ganze Sommer, namentlich im Herbst die weissen Triebe glatt bis aufs gesunde Holz fortgeschnitten werden, damit die Wunden schnell vernarben, und nicht so viele Säfte verlieren. Halbtotene Äste oder ganz tote Äste, denen der Pilz den Todesstoß gegeben hat, sind im Sommer bis auf das gesunde Holz wegzuschneiden um der Schnittfläche noch Gelegenheit zu geben sich vor dem Winter zu vernarben. Ganz tote Äste, namentlich an Kirschbäumen, Frühpfirsichen und Frühpflaumenforten müssen im Frühjahr-Sommer, mindestens anfangs Oktober glatt bis zum Aststring entfernt werden, aber ja nicht zu tief schneiden, weil dadurch Baumlöcher und der Harzfluß zutage tritt. Um diese Pilzkrankheit aus allen Gegenden zu verbannen, ist es notwendig, daß alle Obstbaumbesitzer die Steinobstbäume und die Zwergobstformen aus diesen Arten rund gehen und sämtliche weisse Triebe abschneiden und verkennen. Hierdurch wird dem Pilz *Monilia cinerea* Bon seine Wohnung, vielmehr seine Niststelle genommen und kann er sich dann nicht entwickeln. Die Blätterkrankheiten bekämpft man durch Besprühen mit Kupfervitriolabstrich. Man mischt etwa auf 1½ Kilo Kupfervitriol 1½ Kilo Soda, jedoch sollen diese Lösungen nicht heiß gemischt werden. Keineswegs ist aber zu unterlassen, daß die Blätter, welche vorzeitig abfallen den ganzen Sommer und Herbst gesammelt und zum Verbrennen im Ofen kommen müssen. Diese Vorsicht ist deshalb als Gegenmittel nie zu verwerfen, weil diese Blätter Dauersporen so mancher Krankheiten bergen, da dann im nächsten Frühjahr, sobald die warmen Märzwinde wehen, dieselben wiederum auf das junge Laub kommen, die Bäume dadurch schädigen, und der Fruchttrag vermindert wird. Nicht minder aber auch soll sofort nach Laubabfall, alles Laub welches schwarz ist, zusammengeharkt und verbrannt, aber nicht auf dem Komposthaufen kommen. Schwarze Blätter am Spaliere, Cordons oder Zwergobst sollen den ganzen Sommer bis tief im Herbst abgepflückt werden, damit nicht die Pilzsporen gesunde Blätter anstecken. Oft fallen an jungen Spalieren die schwarzen Blätter alle ab, die Spaliere haben die Winternährer verloren und bleiben dadurch zwei Jahre zurück. An Spalieren, seien es Pfirsiche, Aprikosen, bessere Pflaumen usw., die an einer Südseite stehen trocknen oft die Blätter ein und schrumpfen zusammen. Der arge Sonnenbrand ist die Ursache der Erscheinung und an älteren Stammteilen der Spaliere bröckelt die Rinde ab. Damit der Sonnenbrand nicht zu sehr die Blätter austrocknet, besprüht man an heißen Tagen die oberen und unteren Seiten der Blätter aber auch die Stämme und Äste. Merkt man früh im Oktober, daß die Rinde abbröckelt, so schneide man die abgebröckelten Teile glatt ab und besprühe den Stamm und die Äste mit Kalkmilch, die mit Holzasche vermischt ist. Dieser Mischanstrich schützt vor dem Erfrieren der zarten verwundeten Rinde und heilt dieselbe vor dem Winter noch aus. Das Trocknen der Blätter ist nicht mit der bekannten Kräuselkrankheit der Pfirsiche zu vergleichen, da diese Kräuselkrankheit von dem Pilz *Erysina deformans*

herorgebracht ist. Bei Aprikosen ist diese Krankheit nicht recht sichtbar, und bringt auch keinen Schaden. Am verheerendsten ist die Kränkheitskrankheit bei den Pfläuschen an Spalieren, da durch das Kränkeln der Blätter die Saftzirkulation und das ganze Wachstum unterdrückt wird. Oft erscheinen durch diese Krankheit kleine Triebe, die bald absterben und spätestens anfangs Oktober abgeknippen werden müssen, damit die Wunde vernarbt. Im Herbst sollen die noch nicht abgefallenen Blätter ins Feuer kommen. Im Sommer empfiehlt es sich auch, die befallenen Spaliere an dunklen Tagen mit Bordellaiserbrühe oder mit einhalbprozentiger Kupferfallbrühe zu besprühen. Überall dort wo industrielle Betriebe schweflige Säure an die freie Luft abgeben und in Pochhöfen- und Hüttenwerkstätten kommen viel Krankheiten der Blätter, der Triebe und der Wurzel vor. Die Abgase die an die freie Luft kommen, sind mit schwefliger Säure gesättigt und werden ungedüngt von dem Winde meilenweit getragen, treten dann in die Poren der Blätter, richten dort Schaden an. Die schweflige Säure hält sich in den Blättern nach Untersuchungen 12 Stunden lang unbeschadet, alsdann fällt der Schaden in die Augen durch die braungelben Flecken der Blätter und dadurch daß dieselben bald abfallen. Feuchte Fütterung vermehrt den Schaden durch die schweflige Säure. Der Boden wird in solchen Gegenden von dem Hüttenrauch vergast, es entsteht in dem Boden eine gasartige Stuhlart die sogar dazu führt, daß der Boden von Nährstoffen ausgewaschen wird. Selbstredend wird durch die schweflige Säure und den Hüttenrauch das Wachstum der Bäume mächtig gehemmt und die Wurzelsäule vermerkt. Ja sogar entsteht dadurch das Siechtum der Bäume und die Gelfucht. Als Gegenmittel ist nur zu empfehlen, echte widerstandsfähige Sorten von Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen, Aprikosen usw. zu pflanzen, weil empfindliche Sorten namentlich Pfirsiche, am meisten leiden würden. Die Wurzelsäule erscheint auch dann, wenn die Wurzeln an jungen Bäumen schlecht geschnitten und nicht vernarben und in kaltem Boden stehen. Bei älteren Kirschen, Pfirsichen und Aprikosen ist dann auch leicht die Wurzelsäule zu vergegenwärtigen, wenn die Bäume in bindigem ganz feuchten Boden vegetieren. Gleichfalls tritt die Wurzelsäule bei allen Steinobstbäumen in verheerender Weise auf, wenn die jungen Bäume vor dem Anwachsen zu viel konzentrierte künstliche Düngemittel erhalten und vielleicht Abfälle von rohem Fleisch oder tote Katzen, tote Hunde an den Wurzeln bekommen haben. Die Wurzeln treiben in das rohe Fleisch, die Saugwurzeln verkaufen fortwährend und ziehen die andern großen Wurzeln mit in Mitleidenschaft, so daß das Wachstum zurückbleibt. Bäume, die faule Wurzeln haben, werden im Frühjahr oder Herbst ausgegraben, die faulen Wurzeln bis auf das gesunde Holz zurückgeschnitten, die Schnittflächen und die Wurzeln mit einem Brei von Holzasche und Lehm bestrichen und dann neu in Erde gepflanzt. Bei alten Steinobstbäumen, die in nassem Boden stehen, gräbt man im Herbst oder Frühjahr die alte Erde um die Bäume weg und schneidet die angefaulten Wurzeln, soweit man dieselben kriegen kann, glatt ab und bestreicht die Schnittflächen mit Lehm vermischt Kuhhaaren. Alsdann wird der Boden mit trockenem Material als Pauschutt, Steinkohlenasche, gebrannten Kalk, Abfälle von Schiefer vermischt und dadurch das Erdreich verbessert, so daß die Steinobstbäume flotten Wuchs haben, weil die Wurzeln jetzt gesund bleiben. Unverweste Stoffe von Fleisch müssen entfernt und reiche Stickstoffnahrung vermieden werden. Genannte Mittel geben den Steinobstbäumen wieder die Kraft ein reiches Wurzelvermögen zu bilden, so daß das Wachstum der Bäume einen reichen Fruchttrag im Gefolge hat.

Schafzucht in Südwestafrika.

Demnächst soll im Kolonialamt eine neue Konferenz über die Einführung einer systematischen und ausgedehnten Schafzucht in Südwestafrika abgehalten werden; es handelt sich hauptsächlich um die Schaffung einer starken Wollschafzucht, wofür der Süden des Landes und große Teile im Hererolande hervorragend geeignet sind.

In Südwestafrika erwartet man vom Wollschaf großes; selbst Ansiedler, deren Farm nicht recht geeignet ist, legen sich einige Stück dieser Tiere zu, in der Hoffnung, gute Geschäfte machen zu können, wenn sie erst im Besitz einer größeren Herde sind. Man erwartet von jedem Schaf im Jahre drei Kilogramm Wolle, die etwa 4 Mark bringen; eine Herde von 1000 Stück Schafen bedeutet also eine Einnahme von 1200 Mark und diese Anzahl ist im Süden auf 4000, im Zentrum des Schutzgebietes auf 1000 bis 2000 Hektar unterzubringen. Auch für die Kolonie selber wäre die Einführung einer ausgedehnten Schafzucht sehr bedeutungsvoll. Etwa 250 000 Quadratkilometer zur Verfügung, so können 10—12 Millionen Wollschafe gehalten werden, die 30 bis 36 Millionen Kilogramm Wolle jährlich liefern würden für ebenso viele Millionen Mark. Das ist eine Exportziffer, die sich sehen lassen

kann und Südwestafrika zu einem bedeutsamen Faktor in unserem Wirtschaftsleben stempeln würde. Wer an diese großen Zukunftsmöglichkeiten denkt, darf aber nicht übersehen, daß wir noch in sehr bescheidenen Anfängen stehen. Die Viehzählung von 1907 ergab 3328 Wollschafe im ganzen Schutzgebiet; eingeführt wurden im selben Jahre 2350 Stück, teils aus Betschuanaland, teils aus Argentinien, abgetrieben von über 600 persischen Schafen und mehr als 3300 Fleischschafen.

Wie aus diesen Zahlen zu ersehen, sind die Farmer eifrig dabei, ihren Bestand an Schafen zu vermehren; wenn man aber in Betracht zieht, daß die Viehzählung von 1907 schon einen Teil der Einfuhr des Jahres 1907 mit einbegriffen hat, wenn man die Abgänge in Betracht zieht, wird man für Juli 1908 auf einen Bestand von nicht mehr als 7000—8500 Wollschafen in den Kolonien kommen. Mögen es mehr sein oder auch etwas weniger, so ist doch dies Tatsache, daß wir mit der Wollschafzucht noch in den bescheidensten Anfängen stehen. Wir können zufrieden sein, wenn wir nach Ablauf von fünf Jahren 100 000 Wollschafe in der Kolonie haben und nach Ablauf von 12 Jahren eine runde Million. Diese aber ergeben einen Export von rund drei Millionen Mark Wolle. Dies ist die Ziffer, die wir in unsere Rechnung einstellen müssen. Kerneswegs aber dürfen wir jetzt schon Möglichkeiten einstellen, die erst nach 30—50 Jahren eintreten können. Rechnen wir mit so ferner Zukunft, dann muß unsere Finanzwirtschaft herunterkommen.

Vieh-, Geflügel- und Singvögelzucht.

— Während des Haarwechsels ist besonders vorsichtige Behandlung der Pferde notwendig, man muß sie gegen Erkältung und vor grellem Wechsel in der Lebens- und Fütterungsweise schützen, sie recht fleißig putzen und ihnen leicht verdauliches Futter verabreichen. Sollten dennoch Störungen im Haarwechsel eintreten oder will dieser nicht erfolgen, dann empfiehlt sich außer Warmhalten und Putzen besonders eine die Hauttätigkeit fördernde Nahrung, z. B. angebrühtes Gerstenschrot, Leintuchen oder Leinsamenmehl zusammen mit genügend viel Kochsalz zum Futter zu verabreichen. Auch Rohrrüben sind da ein gutes Futter.

— Mittel gegen Strahlfäule. Gegen Strahlfäule der Pferde gibt es kein besseres Mittel, als ein Löffel voll Kupfervitriol in einem halben Liter Wasser aufgelöst. Der Strahl wird gut gereinigt und dann von der Feuchtigkeit hineingeschüttet. Hierauf wird noch feingestohene Holzohle hineingestreut. Trockenhaltung ist Hauptsache! Bei wöcherlicher Anwendung des Mittels nach der Heilung wird die Strahlfäule nicht wiederkehren, bei Vernachlässigung entsteht anheiler Strahltrieb.

— Das Trockenstehen der Kühe, die zum Mästen und Schlachten bestimmt sind, erzielt man, wenn man pro Kopf 1/2 Pfd. Kochzucker in 1 Liter Wasser zu fassen gibt, nachdem die Kuh abends und morgen rein ausgemolken wurde. Das Futter wird dann nicht mehr angerührt und die Milchsekretion hört damit auf.

— Bei Rälbern tritt durch Verdauungsstörungen sehr häufig Durchfall ein; man beugt einem Umschlag dieser Krankheit dadurch vor, daß man täglich eine kleine Portion Magnesia, welches man in jeder Drogenhandlung erhält, vielleicht 2 Eßlöffel, mit geschrotetem Hafer vermischt, vor jedem anderen Futter darreicht.

— Bringe jedes angekaufte Schwein, von dem du nicht genau weißt, daß es aus einem gesunden Stalle kommt, wenigstens 14 bis 16 Tage in einen leicht zu desinfizierenden Beobachtungsstall, damit nicht Schweinepeste und andere ansteckende Krankheiten unter den anderen Tieren eingeschleppt werden.

— Sind die Tauben der Saat schädlich? Häufig wird behauptet, daß die Tauben der Saat auf dem Acker Schaden, aber mit Unrecht, da die Tauben nicht wie die Hühner scharren, bei ihrem meist sehr eiligen Gang durch die Felder piden die Tiere stets nur diejenigen Körner auf, welche zufällig nicht unter die Oberfläche des Bodens gekommen sind und auf diese Weise doch nur einer zweifelhaften Entwicklung zur Pflanze entgegen sehen. Saatkörner bleiben aber nur auf solchen Aedern obenauf liegen, welche mit der Hand besät worden sind; beim Bestellen mit Maschinen fällt dieser Uebelstand völlig fort. Bei den Streifereien der Tauben durch die Felder werden von diesen aber nicht nur die offen daliegenden, nicht eingeehten Getreidekörner, sondern auch wilde Samereien, wie Federich und Kornrade wohl beachtet und verzehrt die Tiere bei ihren Streifereien tausende und abertausende von Samenkörnern, die zur Pflanze entwickelt, die Aeder als wucherndes Unkraut bedecken würden. In Belgien ist man in dieser Beziehung von dem Nutzen der Feldtauben so sehr überzeugt, daß man große Taubenhäuser mitten auf das Feld baut, um den Tauben das Reinigen der Aeder von Unkrautsamen recht bequem zu machen.

— Wer seine Hühner in einem engen Raum hält und trotzdem von diesen viele Eier erhalten will, der sollte es nicht unterlassen, die zur Fütterung bestimmten Körner so weit auseinander zu streuen, als es der Raum nur gestattet und auch das Weichfutter stets in mehreren, weit auseinander gestellten Gefäßen zu reichen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben und möchten wir zu dieser Erklärung nur folgende Punkte anführen. Bei gegenseitiger Fütterung wird es stets unter den einzelnen Tieren zu Koll-

nionen kommen und werden bei jeder Kollision naturgemäß immer die jüngeren Tiere den Älteren weichen, weil sie eben von früherer Jugend auf daran gewöhnt sind, die Autorität des älteren Huhns anzuerkennen. Die einrangierten Küken werden von allen älteren Hühnern vom Futter abgebeissen, die Hühner des ältesten Jahrgangs lassen sich dagegen von keinem Huhn der jüngeren Jahrgänge abbeissen. Diese täglichen Kämpfe um das Futter mit dem stets gleichen Ausgang zum Vorteil des älteren Jahrgangs müssen natürlich zur Folge haben, daß die Futterverteilung auf die einzelnen Jahrgänge eine sehr ungleichmäßige ist. Die jungen Tiere, welche die gute Fütterung durch vermehrte Eierablage lohnen würden, bekommen auf diese Weise das wenigste Futter und die älteren ohnedies im Ertrag zurückgehenden Tiere bekommen das meiste, werden fett und legen dadurch noch weniger, wie bisher. Daher gegebenen Falls obigen Ratsschlag beherzigen.

Forstwirtschaft, Jagd und Kynologie.

— **Anpflanzung von Korkastanien im Walde.** Korkastanien sind bisher in Wäldern ein seltener Gast geblieben, und doch verdient dieser Baum so sehr, besonders an lichten Waldstellen mit tiefgründigem Boden angepflanzt zu werden. Nicht nur, daß sich durch derartige Unterbrechungen malerische Punkte in unseren Wäldern schaffen lassen, sondern wir verschaffen durch die Früchte dieses Baumes unserem Walde auch ein höchst willkommenes Futter. Die Früchte sind zwar anfangs bitter, doch verliert sich durch längeres Liegen und Mürbewerden nach und nach das Bittere derselben. Viele Forstmänner lassen sogar, weil sie in ihren Wäldungen leider keine Korkastanien haben, die Früchte von den Alleebäumen in den Städten sammeln und im Walde als Futter für das Wild austreuen.

— **Die in den Waldbläschen und Schlagen selbst gewachsenen Pflanzen** sind nur dann zum weiteren Versehen zu verwenden, wenn sie mit einem ihrer Größe entsprechenden Erdballen ausgehoben und verpackt werden. Beim Ausheben dieser Pflanzen ohne Ballen werden die meisten feinen Wurzeln im harten Boden abgerissen, und sie können nicht mehr gedeihen. Eine solche Pflanzung wird man dort vornehmen, wo ein ungleichmäßiger Selbstanwuchs auszubessern ist, da diese Pflanzen nicht weit transportiert werden können. In allen anderen Fällen sind durchaus jene Pflanzen vorzuziehen, die in Forstgärten entweder aus sehr schütterer Saat oder mittelst Ueberschulung derart erzogen worden sind, daß sie ein recht kräftiges, üppiges Aussehen und ein reichliches Wurzelwerk zeigen. Die in sehr dichtem Schluße erwachsenen, lang und dünn aufgeschossenen Pflanzen, besonders wenn sie schon drei oder mehr Jahre alt sind, sind unbedingt zu verwerfen. Die ausgehobenen Pflanzen sind in einen dicken Erdo- oder Lehmteig einzutauchen, damit die feinen Wurzelfasern nicht trocken werden können, und sollen dieselben auch nur in eingeschlemmtem Zustande überliefert werden.

— **Zur Auswahl der Holzgewächse.** Je nach Gattung und Art machen bekanntlich die Waldbäume und Kulturgewächse an die einzelnen Bodennährstoffe, an Wasser, Stickstoff, Kali, Kalk, Phosphorsäure etc. sehr verschiedene Ansprüche. Die auf langjähriger, praktischer Erfahrung beruhende Einteilung der Kulturgewächse in anspruchsvolle, in solche von mäßigem (mittlerem) Bedarf und in genügsame (anspruchlose) findet dadurch ihre wissenschaftliche Begründung. Bei der Auswahl der Holzgewächse müssen in erster Linie folgende Punkte berücksichtigt werden: 1) die mineralogisch-chemische Zusammensetzung, der Humusgehalt, die physikalische Beschaffenheit, Loderheitsgrad und Tiefgründigkeit der Bodenschichte. Es lassen sich daraus Schlüsse auf den durchschnittlichen Feuchtigkeitsgrad und Durchlüftungsgrad des Bodens, auf den Vorrat an Stickstoffnahrung, an Phosphaten, Kali und Kalisalzen usw. ziehen. 2) Die klimatischen und Lichtverhältnisse des Standortes, namentlich sein Verhalten gegen Wärme und Niederschläge. 3) Das Nährstoffbedürfnis der anzubauenden Pflanzen und ihre Ansprüche an die Standortsfaktoren (Wärme, Licht und Feuchtigkeit).

— **Hundelager und Hundeställe.** Die Krankheiten vieler unserer Hunde und besonders junger Hunde, mögen sie irgend einer Rasse angehören, welcher sie wollen — selbstverständlich handelt es sich nur um edlere Hundestämme — rühren in vielen Fällen von der Nachlässigkeit der Lagerstätte her. Wie oft sieht man die Hunde auf kalten Steinen liegen und so fort. Ein befreundeter Arzt, der seinen Bernharden stets auf den kalten Steinplatten vor dem Hause liegen ließ, wurde auf die Folgen dieser Lagerstätte aufmerksam gemacht. Allein die Ansicht, daß der Hund das betragen müsse, war bei ihm so vorherrschend, daß er die Folgen zweimal zu tragen hatte. Hoffentlich wird er nun durch den zweimaligen Schaden klug genug geworden sein, um den dritten Hund mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln. Das beste Lager für einen Hund ist ein Strohlager, auch muß der Hund zur Nachtzeit, d. h. wenn er schläft oder ruht, vor direkter Zugluft geschützt sein, damit er keine trüben Augen bekommt. Wer eine Hundehütte besitzt, tut wohl, statt der Thüre eine Plane vorzunageln, weil diese die Hütte stets von selbst abschließt, so daß der Hund vor direkter Zugluft geschützt ist.

Fischzucht.

— **Das naturgemäße Erntlingsfutter für die entbotterten Winterlaicher Salmonidenbrütlinge.** Als solches wird seit jeder allerorts nur frische (angeblich nicht über einen Tage alte) Schweinsleber, fein vermahlen, mit Ei zu einer Emulsion vermischt gefüttert. Daß diese Erntlingsnahrung für den der Biologie (Lebenslehre) der Forellen kundigen Züchter nicht als eine naturgemäße gelten kann, wird jeder zugeben müssen, dem der Nährwert Warmblüterfleisch, Fischen gegenüber, bekannt ist. Fische sind kaltblütige, nur von kaltblütigen Tieren lebende fleischfressende Nahrung, denen Warmblüterfleisch nicht zuzusetzt, weil ihre Organisation darauf nicht eingerichtet ist. Entschieden ist die weniger als jedes andere Warmblüterfleisch nahrhafte Leber das naturgemäße Erntlingsfutter für die entbotterten Brütlinge, die in dieser heikelsten Lebensperiode überhaupt mit Erntlingsfutter, geschweige denn mit dem unpassendsten, nicht gefüttert werden sollten. Allerdings bietet die Natur zu der Zeit, in welcher die Brütlinge aus der Dotterschale in die Fresswerkzeugperiode treten, noch kein passendes lebendes Naturfutter und deshalb muß der Züchter zum Erntlingsfutter greifen, doch immerhin: wozu in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Ist der Salmonidenzüchter nicht in der Lage, seinen entbotterten Brütlingen lebendes Naturfutter zu bieten, dann biete er ihnen zum wenigsten solches totes, das ihm die Natur das ganze Jahr in Hülle (und Fülle in den Fischen und Weichtieren bietet. Maschelthiere *Unionodon a. cyr.* kommen im Nährwerte, Fischen gegenüber, fast den lebenden Cistaceen gleich. Sie lassen sich in jeder Wasserlage den ganzen Winter über lebend (winterschlafend) ebenso aufbewahren, wie die im Herbst ausgehäuteten ausgiebigen Weinbergschnecken *Helix dro mat a* im eingekapselten Zustande und jedem frostfreien Orte. Verfüttert werden sie durch Enthüllen und so behandelt wie die beliebte frische Schweinsleber oder der sorgsame Salmonidenzüchter konserviere sich das Erntlings-Brütlingsfutter bis zur Verwendungszeit auf folgende bereits bewährte Weise: Im Spätherbste werden die aus den Gehäusen gezogenen Schnecken feinst vermahlen und der Fleischbrei in 4—6 Liter fassende, mit eingeriebenem Glasstopfen versehene Gläser fest eingelegt, gut verschlossen, allenfalls in heißem Wasser — ähnlich den Gemüse- und Obst-Konserven — pasteurisiert und so bis zum Gebrauche an temperiertem Orte passend aufbewahrt. Hat man an dem Vorrat im entscheidenden Momente nicht genug, so mische man den Tagesbedarf mit fein vermalenem Fischfleisch und allenfalls auch noch mit einem rohen Eidotter, falls man sich der Mühe dieser Konservierung nicht unterziehen will, dann reiche man den Brütlingen nur fein vermalenes, grätenfreies Fischfleisch allein oder mit Ei zu einer Emulsion vermischt. Die Fischechen werden von diesem naturgemäßen Erntlingsfutter bei besserer Kräftigung 2—3 Mal rascher wachsen, als bei der bisher üblichen Erntlingsernährung. Wer sich für diese Brütlingsmethode interessieren sollte, der versuche sie einmal und urteile nicht, wie üblich, ohne zu versuchen, im vor- sondern erst im nachhinein.

Gemeinnütziges.

— **In strenger, frischer Tabak** wird wesentlich milder und zum Rauchen angenehmer, wenn man die Blätter eine Viertel- bis eine halbe Stunde lang ins Wasser legt, damit sie durchweichen, und sie dann stark auspresst. Dadurch wird ihnen ein großer Teil des nikotinartigen Oeles genommen und der Tabak verliert an Stärke. Wenn man die Blätter vor dem Gebrauch längere Zeit liegen läßt, verflüchtigt sich dieses Öl ebenfalls wesentlich.

— **Ein sicheres Rost-Schuttmittel.** Man läßt ein Pfund Speck aus, und setzt diesem etwa 15 Gramm Kampfer zu; darauf schöpft man den auf dem Fette schwimmenden Schaum ab und fügt etwas Graphit zu, um der Mischung eine stählerne Farbe zu verleihen. Mit diesem Mittel bestreicht man die stählernen Werkzeuge, die jedoch vorher sorgfältig gereinigt werden müssen und läßt dieselben dann 24 Stunden liegen, worauf man sie mit einem weichen Lappen wieder abwischt. Die so behandelten Instrumente halten sich mehrere Monate hindurch ohne jeden Rostanfall.

— **Ein Kaffee-Surrogat von vorzüglicher Güte** ist folgendes: Man mischt zehn Kilogramm Gerste mit einem Hehtel Kilogramm in Kornbraunwein aufgelösten Salmiak, unter Zusatz von etwas kohlensaurem Natron und röstet dieses Gemisch. Nach dem Fertigbrennen der Gerste setzt man der obigen Gewichtsmenge noch etwas Zuckerkouleur, gerbstoffhaltigen Wein und gemahlene Eichen hinzu, worauf das Gesamtgemisch gemahlen wird.

— **Die Diebzeit beim Niederwald** wird am besten in die Zeit verlegt, in welcher die Bewegung des Saftes bereits ihren Anfang genommen hat, d. h. in den Nachwinter von Mitte Januar an bis in den April. Solche Stöcke, welche wegen hohem Alter, ungünstigen Standorts, insbesondere auch wegen Entkräftung des Bodens oder überhaupt (Vuche) ungerne auszufliegen, liefern oftmals nur bei dieser späteren Diebzeit noch Wiederwuchs. Beim Eichenstochwald ist die Fällung ohnehin erst möglich, wenn die Knospen angefangen haben, auszufliegen, weil nur zu dieser Zeit die Rinde leicht geschält werden kann, außerdem aber auch um diese Zeit einen größeren Gehalt an Gerbstoff zeigt, als sonst. In allen Fällen ist jedoch beim Niederwald dafür zu sorgen, daß

die Schlagraumung gut und zeitig erfolge, d. h. daß das ge-
wonnene Holz an die Abfuhrwege getragen und aus dem Schlag fort-
gebracht werde, ehe die neuen Stodansschläge, welche allerdings
14 Tage später erscheinen, als sich der Wald begrünt, hervorkom-
men, weil dieselben unter dem Tritt der Arbeiter, später auch un-
ter dem Verbeissen des Zugviehs rot leiden. Am wenigsten darf
durch die Schläge und über die abgebauten Stöde hin gefahren
werden, weil die dadurch entstehende Beschädigung derselben ihre
Ausschlagfähigkeit wesentlich beeinträchtigen kann.

— Ameisenspiritus erzeugt man auf folgende Weise: Man
bestreicht eine Flasche inwendig mit Honig und gräbt sie bis
an den Rand des Halses in einen Haufen der Baldameisen. Die
Ameisen gehen begierig dem Honig nach, so daß in kurzer Zeit
sich die ganze Flasche mit Ameisen füllt, worauf man Spiritus
auf die Ameisen aufgießt, die Flasche mehrere Tage mit den
Ameisen im Spiritus stehen läßt und dann den letzteren abseiht.

— Kochsalz zur Entfernung von Flecken. Flecke in Herren-
kleidern reinigt man durch etwas in Salmiatgeist aufgelöstes
Salz, dem man etwas Wasser zusetzt. — Wassersflecke auf gebeiz-
ten Möbeln weichen einem Ueberreiben mit in Baumöl aufge-
löstem Salz. — Salz auf Rotweinflecke im Tischzeug zerstreut

und verrieben, läßt sie verschwinden. Salz und Zitronensaft auf
Moss- und Stodflecke in der Wäsche gestrichen und den Fleck der
Sonne ausgesetzt, bleicht vorzüglich. — Schwarze Stoffe in star-
kem Salzwasser ausgewaschen, bleiben tief schwarz.

— Kupferstiche zu säubern. Das Bild wird behutsam von
Nähten und Glas befreit, dann auf einem Brette oder Tische
befestigt und mit reinem Wasser, welches auf 1 Liter etwa 40
Gramm kohlenjaures Ammoniak enthält, vorsichtig mit einem
feinen Pinsel oder Schwamm abgewaschen. Dann spült man das
Papier mit Wasser ab und wiederholt das Verfahren auf der
Rückseite desselben, sobald es trocken ist. Alsdann beneht man die
Bildseite mit Wasser, welches durch reinen Weinessig säuerlich
gemacht ist und wäscht es nun nochmals mit Wasser, dem man
etwas Chloralkali zugefügt hat. Zuletzt spült man es nochmals und
trocknet es an der Luft, wenn möglich bei Sonnenlicht. Das Pa-
pier wird nach dieser Prozedur vollkommen weiß, ohne daß das
Bild Schaden leidet.

Man lasse unbedingt dort, wo man Klee bauen will, und gebe
dem Klee diejenige Vorfrucht, unter welcher der Klee eingesät
wird; ob diese Sommerhalbmfrucht wie Hafer resp. Gerste oder
Winterhalbmfrucht wie Roggen ist, bleibt sich gleich.

Absatzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unser Anzeigenteil.



Wer erfolgreich Schweine, Kanin-
chen, Rinder, Schafe,
Geflügel usw. mästen will, der muß ihnen
unbedingt eine Kleinigkeit von **M. Brodmann's**
echter Marke B mit dem Zwerger ins Futter mischen.

Leider gibt
es viele
minder-
wert. Nach-
ahmungen!



Warum? Weil diese Marke B
aus dem für alle Tiere
so wichtigen Futterkalk u. freiluftan-
regenden Drogen u. Salzen besteht,
welche das Futter würzen und
schmackhafter machen

Wer nicht enttäuscht sein
will, achte beim Ein-
kauf auf den neben-
stehend abgebildeten
Zwerger, der als Schutz-
marke jedem plombierten
Sack und jeder gefüllten Original-
Pfund-Düte aufgedruckt ist.

Man lasse sich nichts anders aufreiben
und weisse Nachahmungen, die angeblich
ebenfalls "sein" sollen, ohne Scheu zurück
5 Kilo Mk. 3 50 12, 5 Kilo Mk. 6 50
25 Kilo Mk. 11.—, 50 Kilo Mk. 20,
100 Kilo Mk. 39.—.
Alles franko; 5 Kilo per Post, größere
Sendungen per Bahn. Postnachnahme
20 Pfg mehr. F. 79

M. Brodmann, Chemische Fabrik m. b. H., Leipzig-Eutritz 83a
Orig.-Packungen à 1 Pfd. zu 40 Pfg. u. 5 Pfd. à Mk. 1.80 nur in den durch Zwerger-Plakat kenntlichen
Verkaufsstellen zu haben



Große
Freßlust
und schnelle
Schlachterei.



1 Piennia
betonen
die Kost-
regelmäßige
Verfütterung.



Was ist die Folge,
wenn man M. Brodmann's
echte Marke B regelmäßig
verfüttert? Die Folge ist:

Eine junge, hübsche Frau

kann ihren Körper, ihre ganze Gesundheit schon im ersten Jahre
der Ehe vollständig ruinieren, wenn sie sich ihrer Mission in der Ehe
nicht bewußt ist. Sowohl die junge Frau als auch der junge Ehe-
gatte, sollen deshalb das Wert der Frau **Dr. Fischer-Düdelmann**
„Das Geschlechtsleben des Weibes“ lesen. Dieses vorzügliche
Buch (das mit vielen Illustrationen und einem zerlegbaren Modell
des Frauenkörpers in der Entwicklungsperiode versehen ist) wurde
von der medizinischen Wissenschaft rückhaltlos anerkannt und erschien
bereits in 13. Auflage, und mehr als 100 000 Frauen haben es mit
Genugtuung gelesen. Für das Wohlbefinden und die Gefunderhaltung
beider Ehegatten hat das Buch einen unschätzbaren Wert. Schreiben
Sie an die unterzeichnete medizinische Buchhandlung; die Zufendung
erfolgt sofort. Preis des Buches Mk. 3.00 ungebounden, Mk. 4.00
elegant gebunden. 14246

BERLIN SW. 61,
Gitschinerstr. 13.

Vogler & Co.

Eine Probe

überzeugt Sie besser als jede
andere Reklame, daß die Kartoffel-
neuzüchtung 14041

„Deutsche Malta“

eine Goldgrube für Landwirte
und Gärtner, früheste Kartoffel
für's freie Land oder auch zum
Treiben. „Deutsche Malta“ ist
die Frühkartoffel der Zukunft,
= 10 Pfund franko 5 Mark.
Größeres Qua tum Preisermäßig.

Knisel, Pflanzenkulturen,
Stahnsdorf 307 bei Berlin.

Kleines Restaurant m. großem
Obst- u. Gemüsegarten, direkt v.
Hauswirt zu verm. Miete monatl.
50 M. Monatlich 12—13 h. Bier.
viele and. Getränke. Passend für
jedermann. Zur Uebernahme sind
1000 M. erforderlich. Rückporto
erbeten. Näheres erteilt Jos.
Theising. Halle a. S., Kleiner
Sandberg 181. 14702

Rhabarberkulturen mit der
echten verbess. rotstieligen Queen-
Victoria-Sorte sind hochrentabel.
Kräftige, geteilte Pflanzen —
keine Sämlinge — per 100 St.
15 Mk. Beste Pflanzzeit Herbst.
J. Weyer-Rhabarberkulturen, Nie-
der-Ingelheim, Rhein. 14823

Geflügelzüchter!
Bitte, lesen Sie mein Buch: „Wie
erziele ich von 100 Hühnern 1200
Mk. Reinertrag“. Preis 2 Mk.
Zu beziehen v. **S. Bannina**,
Arl. Koppervahl 96. 346



Schöne ital. Zucht u.
Legehühner lie ert seit
30 Jahren gut u. billig.
Geflügelhof Becker Nr. 11,
Weidenau-Sieg. Preisliste mit
Abbild. kostenlos. 47

Saanen- Ziege, hornl., gesund,
gut milchend, frisch-
mell. 4—5 Pfr. nuf-
fähr, weig. Ur u. 35 Mk. Leb.
gute Anf. Garantie. Näh. geg.
Marke **Geld, Gister, Elbe**. 14134

Alle Frauen

kaufen jetzt meine neuest. Erfin-
dung. Geiselt. geistl. Stück 2 Mk.
Jahrelang brauchb. Aufklärung
gratis, verschlossen geg. 10 Pfg.
Marke. **M. Poppe**, Leipz.
Demmeringstr. 87. 14745

Gute Mis.beelterde
räumungshalber bill. abzugeb.
Dohheimerstr. 160. 5032

In einer ländlichen Haushaltungs- und Geflügelzucht-
schule erhalten junge Mädchen gründliche Ausbildung im Haus-
halt, Küche, Garten- und Obstbau, sowie in der nützbringenden
Geflügelzucht. Interessenten belieben Adresse unter **Z. 200** an
die Expedition des „Landwirts“ mitzuteilen, worauf sofort Prospekt
gesandt wird. L 15

Bettmöbeln. Sofortige Befreiung! Glänzende Aner-
kennungen, ärztl. empf. — Alter, Geschlecht
angeben. Broschüre umsonst: 1459.
Inf. u. „Abschl. p.“, **Stadthaus**
675. (Bay.)

Geld an jedermann, auch geg.
bequeme Ratenzahlg., verl.
bist. u. schnell zu kulant.
Beding. Selbstg. **C. M. Wintler**
Berlin 37, Potsdamerstr. 65.
Glänzende Dankschreiben. F. 3

Bar Geld verleiht an Jeder-
mann zu kulant.
Bedingungen anerkannt reell, dis-
kret und schnell. Ratenrückzahl.
Provision u. Dabrelehn. Glänz.
Dankschr. **C. Gründler**, Berlin
W. 375, Friedrichstr. 196. F74

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 248.

Mittwoch, den 21. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Enterbt.

Kriminal-Roman von Richard Dallas.

Erstes Kapitel.

Eines Montags im Januar 1883 war ich des Abends verhältnismäßig spät von meiner amtlichen Tätigkeit bei der Rheinortler Staatsanwaltschaft zurückgekehrt und befand mich in meiner Wohnung im Crescentklub, um in aller Ruhe Toilette für das Diner zu machen, als mir ein Billett von Artur White überbracht wurde. Er bat mich darin, den Abend mit einigen gemeinschaftlichen Freunden in seiner Wohnung zuzubringen und bei ihm zu Nacht zu speisen. Er nannte die Herren — Gilbert Pittell, Ned Davis und Oskar van Bult, die sich bei ihm zum Whist vor dem Souper einfanden würden. Es war dies eine Lieblingsunterhaltung von ihnen, und ich wurde gebeten, recht zeitig zu kommen, um zuzusehen.

Ich selbst spielte nicht Karten; nicht aus sittlichen Bedenken dagegen — ich hatte als angehender Jurist schon hinreichende Erfahrungen gesammelt, um die Dinge zu nehmen, wie sie einmal liegen —, sondern weil ich mich für keinerlei Spiel erwärmen kann. Ich wurde jedoch von meinen Freunden als harmloser Zuschauer betrachtet — ein seltenes Lob, wie ich erwähnen möchte —, wahrscheinlich eben deswegen, weil ich mich für die Karten nicht genügend interessierte, um Rat zu erteilen oder Kritik zu üben. Es war jedoch ganz amüsant, in Whites behaglich eingerichteten Zimmern zu sitzen und seinen vortrefflichen Getränken und Zigarren zuzusprechen. Und da ich nichts Besseres vorhatte, so teilte ich ihm in ein paar kurzen Beilen mit, daß ich kommen würde, kleidete mich vollends um und begab mich in den Speisesaal hinunter. Es kam nicht häufig vor, daß ich meine Mahlzeit allein zu mir nahm; ich legte großen Wert auf das Diner, und es schien mir ohne einen gleichgesinnten Tischgenossen unvollständig, mochte es auch noch so gut zubereitet sein. Heute Abend hatte ich mich jedoch länger als gewöhnlich verspätet und traf daher keinen näheren Bekannten mehr an. Selbst die Klubmitglieder, die gegen jedermann bei einem guten Diner Gesellschaft leisten, waren nicht mehr frei.

Als ich den Speisesaal betrat, fand ich den Tisch, an dem ich gewöhnlich aß, für mich reserviert; auch der Kellner wartete schon auf mich.

Sie speisen heute Abend allein, Herr Assessor? fragte er, als ich mich setzte; dann schlug er mir einige leichte Platten vor und entfernte sich, um das Essen zu bestellen und mir die Zeitungen zu bringen, mit deren Lektüre ich mir gewöhnlich die Zeit vertreibte, wenn ich keine Gesellschaft fand. Heute Abend hatte ich jedoch keine Lust zu lesen, sondern hing lieber meinen Gedanken an die Leute nach, die ich bei White treffen sollte. Es waren alles gute Freunde, und es ist angebracht, daß ich hier etwas von ihnen erzähle, da sie sämtlich eine mehr oder minder hervorragende Rolle in der traurigen Angelegenheit spielten, von der ich im folgenden berichten will.

Um mit dem Gastgeber zu beginnen, so war Artur White ein interessanter, liebenswürdiger junger Mann, wenn er bei guter Laune war, aber schwach und wankelmütig — ein Mensch von guter Charakteranlage, glaube ich, jedoch durch Wohlleben und Müßiggang so verweichlicht, daß er sich häufig als eingeleisteten Egoisten zeigte. Er gehörte zu jener Art von Menschen, die so ansehnlich und leicht zu leiten scheinen, daß andere eine Zu-

neigung für sie empfinden wie für einen jüngeren Bruder oder eine Frau. Er war noch jung, noch nicht dreißig Jahre alt, und da er ein vollkommen müßiges und sehr verschwenderisches Leben führte, so lag die Gefahr nahe, daß er mit einer Erbschaft von hunderttausend Dollars, die ihm vor zwei Jahren von einem Onkel hinterlassen worden waren, bald fertig sein würde.

Das Vermächtnis hatte seinerzeit einiges Aufsehen erregt, da dem einzigen Sohn des Verstorbenen, der in dem Testament zum Erben des Restteils eingesetzt worden war, wenig oder nichts übriggeblieben sei. Allein dieser Sohn war stets ein Taugenichts gewesen und hatte sich nie um den alten Mann gekümmert, während Artur bei ihm gewohnt, sich seiner angenommen und ihm in seinen geschäftlichen Angelegenheiten beigegeben hatte. So suchte man denn die Schultern, und nur einige pedantische Moralprediger gefielen sich darin, auf das vierte Gebot hinzuweisen.

Wie Artur es mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, das ganze Geld zu behalten, habe ich nie von ihm erfahren; aber jedes Opfer, glaube ich, würde einem so egoistischen Menschen schwer gefallen sein. Auf jeden Fall, mochte er nun im Recht oder Unrecht sein, mochte er den denkbar ausgiebigsten Gebrauch von seinem Vermögen, und auch seine Freunde zogen gelegentlich Nutzen davon, wie die für heute Abend an uns ergangene Einladung bewies.

War White der jüngste aus dem kleinen Kreise, in dessen Mitte ich den Abend zubringen sollte, so war Gilbert Pittell der älteste — alt und auch welterfahren genug, um dem jungen Mann ein wertvoller Freund und Berater zu sein, wenn dieser hätte auf ihn hören oder sich durch irgend jemand in seinem rasenden Laufe bergab aufhalten lassen wollen. Er versuchte zwar, glaube ich, mitunter, ihn zur Besinnung zu bringen, sah aber immer wieder das Nutzlose seiner Bemühungen ein und sagte in seinem ruhigen Tone, es ahne ihm, White werde sein Geld vergeuden haben, ehe noch wenige Jahre ins Land gingen. Dieser Ansicht waren wir anderen auch. Pittell war Mitglied meines Klubs und verkehrte in den besten Gesellschaftskreisen. Lange Zeit torrgehefte, scharfe Beobachtungen — er war in den Sechzigern und hatte das Leben nach allen Richtungen hin kennen gelernt — hatten ihn manchen scharfen Einblick in den Charakter der Menschen und den inneren Zusammenhang der Dinge tun lassen, so daß er ein unterhaltender und lehrreicher Gesellschafter war. Vielleicht ein bißchen skeptisch in Bezug auf die Motive der Menschen und namentlich auf die Tugenden, deren sie sich rühmten, am Ernst des Lebens zweifelnd und ein vollkommener Genüßmenschen, hatte er Anschauungen, die zwar oft auffallend klangen und selten mit den herkömmlichen Begriffen übereinstimmten, aber niemals hart und heftig, höchstens zuweilen etwas zynisch waren. Ich hatte stets das Gefühl, als habe er ein zutreffendes Urteil über alles, wovon er sprach, und hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, ihn an allen möglichen Angelegenheiten um Rat zu fragen. Auch er schien sich für mich zu interessieren, wie es ein älterer Herr einem jüngeren gegenüber öfters tut, und besuchte mich häufig auf meinem Bureau oder im Klub. Da er zudem Rechtsanwalt war, wenn er sich auch von seinem Berufe zurückgezogen hatte, so fanden wir mancherlei Berührungspunkte und verlebten manche angenehme Stunde miteinander.

Red Davis war ein Alltagsmensch, gutmütig und unermüdlich tätig, aber ohne besondere Begabung, dabei genüßliebend und verschwenderisch. Seine Hilfsquellen waren für seine Bekannten stets ein Rätsel; er hatte eine etwas unklare Stellung bei einer großen Mälerfirma inne, verkehrte viel mit reichen Leuten und spielte hoch. Dabei habe ich nie gehört, daß er es unterlassen hätte, seine Schulden zu bezahlen, und wenn er Geld borgte, so wußten nur seine Gläubiger darum, so daß die Dessenlichkeit seinen Grund hatte, sich damit zu beschäftigen. Bei all seinen Fehlern war er ein Mensch, mit dem gut auszukommen war; heiteren Temperaments, von großer Gefälligkeit, von Natur aus uneigennützig und hilfsbereit, schädigte er sich durch seine Charakterchwäche selbst am meisten.

Oskar van Vult war ein Mann ganz anderen Schlages. Streng, ernst und voller Selbstbeherrschung machte er den Eindruck von verhaltener Kraft und großer Ehrenhaftigkeit. Er zählte etwa vierzig Jahre und war im Gegensatz zu Uttell und Davis, die geborene New Yorker waren, Ausländer. Von seinem Vorleben und seinen Hilfsquellen wußte niemand Näheres; auch war es unmöglich, in dieser Beziehung etwas von ihm zu erfahren, da er ein sehr verschlossenes Wesen zur Schau trug. Doch unterlag es keinem Zweifel, daß er ein Mann war, gegen den sich nicht das Geringste einwenden ließ; außerdem war er eine schöne stattliche Erscheinung und ein angenehmer Gesellschafter, der überall gern gesehen war.

Endlich war ich mit meinem Diner fertig geworden; in Gedanken vertieft, hatte ich mit Unterbrechungen und ohne besonderen Appetit gegessen. Aber wenn ich mich recht entsinne, war ich ganz zufrieden damit, allein geblieben zu sein und meine Zeitungen nicht gelesen zu haben. Alles in allem genommen, ist die eigene Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen, wenn man die richtige Stimmung dazu hat, und das Geheimnis des Glückes, das sich uns mit zunehmendem Alter enthüllt, besteht darin, alles zur richtigen Zeit zu tun und unsere Stimmungen zu leiten und zu beherrschen.

Zweites Kapitel.

Es war zehn Uhr, als ich in der Bibliothek, wohin ich nach dem Diner gegangen war, meine Zigarre zu einer Tasse Kaffee geraucht hatte und das Klublokal verließ, um mich zu White zu begeben. Es war ein rauhes, regnerisches Wetter, wie es im Winter in New York häufig anzutreffen ist, und ich eilte, so rasch ich konnte, durch die paar Straßen, die mich von meinem Bestimmungsorte trennten.

Whites Wohnung befand sich in der neunzehnten Straße; sie lag im Erdgeschoß eines Hauses ungefähr in der Mitte zwischen der fünften und sechsten Avenue und auf der Nordseite. Sie bestand aus zwei Zimmern, die durch einen kleinen Zwischengang verbunden waren. Das vordere war das Wohnzimmer, das hintere das Schlafzimmer. Das letztere kannte ich damals noch nicht, aber das Wohnzimmer war höchst geschmackvoll ausgestattet. Der Fußboden war mit orientalischen Teppichen bedeckt, und an den Wänden, die mit Tapeten von pompejanischem Rot geschmückt waren, hingen alte Kupferstiche und Waffen. Rechts von der Tür stand ein Bücherschrank mit einer Bibliothek, links ein Piano.

Die Hinterwand des Zimmers wurde zum größten Teile von zwei Türen eingenommen, von denen die eine durch den schon erwähnten Zwischengang nach dem Schlafzimmer, die andere nach dem Badezimmer führte, das seinerseits wieder in Verbindung mit dem Schlafzimmer stand. Zwischen diesen beiden Türen stand ein schöner Schreibtisch mit dem üblichen Zubehör.

Gegenüber dem Eingang befand sich ein großer Kamin mit Feuerböden und einem Gitter aus getriebenem Kupfer; darüber hing ein Spiegel. Links von dem Kamin stand ein Divan, der beinahe bis zur Schlafzimmertür reichte, auf der anderen Seite war ein altes, mit Silber- und Glasgeschirr beladenes Wandbrett aus Mahagoniholz angebracht.

Vor dem Fenster stand ein kleiner Tisch mit einer Lampe, und mitten im Zimmer ein anderer, größerer, der, wenn nötig, zum Kartenspielen benutzt wurde, aber für gewöhnlich mit Büchern und Zeitungen bedeckt war. Eine Anzahl alter Lehnstühle mit reicher Schnitzerei, die aber trotzdem höchst bequem waren, vollendete die Innereinrichtung. Alles legte Zeugnis von der Prachtliebe, aber auch von dem Geschmack des Besitzers ab.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Bülow in englischer Schilderung.** Im „Nineteenth Century“ entwirft Sydney Garfield Morris ein Charakterbild des Fürsten Bülow und spricht nach einer Würdigung seiner politischen Laufbahn besonders ausführlich von der persönlichen Wesensart des Kanzlers. „Das erste vielleicht, was jemandem, der mit seinem Privatleben vertraut wird, auffällt, ist der Gegensatz zwischen seiner unerschütterlichen, fast zynischen Haltung, die er in der Öffentlichkeit annimmt, und der graziösen, freundlichen, ritterlichen Natur, die sich als sein wirkliches Wesen enthüllt. Er hat sich den zauberischen Reiz der Einfachheit und Schlichtheit des Vergnügens bewahrt trotz seiner ausgedehnten Kenntnis der Welt und seiner glänzenden Bildung, die ihn zu einem der ersten Diplomaten in Europa gemacht haben. Bei den meisten Menschen verbirgt der äußere lothbare Anstrich das gewöhnliche Material darunter, aber bei Bernhard von Bülow ist es gerade umgekehrt: der äußere Anstrich soll die Schönheit verdecken, die darunter liegt.“ „Eines Mannes Glaube ist eine heilige Sache“, sagt der Verfasser an einer anderen Stelle, „und für den Fernstehenden schwer zu beurteilen.“ Es ist hier nur möglich, das kurz anzudeuten, wie tief sein religiöses Fühlen ist, daß sogar in einigen seiner Reden hervorbrach; aber die, die seine Religiosität leugnen oder nicht beachten, wissen sehr wenig von seinem wahren Charakter. Viele Jahre hindurch ist er die schöne und begabte Frau heiratete, deren treue Kameradschaft einen unwandelbaren Hintergrund von Liebe und Sympathie abgibt für ein Leben, das politisch so stürmisch und ereignisreich ist. Für die, die sie zusammen gesehen haben, ist es schwer, einen von dem anderen getrennt zu denken, so vollkommen ist ihre Gemeinschaft in Gedanken und Neigungen.“ In seiner äußeren Erscheinung wird der Kanzler folgendermaßen gezeichnet: „Er ist groß und trägt sich stattlich in Kopf und Schultern, was ihm Anmut und Vernehmlichkeit verleiht; seine Stirn zeigt Klugheit und Mund und Augen, die mit Ausnahme des soldatenmäßigen Schnurrbarts glatt rasiert sind, brüden Mut, Energie und Entschlossenheit aus. Aber die größte Aufmerksamkeit erwecken die Augen, diese scharfen und furchtlosen Augen, die jedem mit einer Geradschheit und Einfachheit begegnen, die in jedem Stande selten ist, fast einzigartig aber bei einem Diplomaten. Es ist ein kraftvolles, stolzes und selbstvertrauendes Gesicht, doch mit einer sonnigen Freundlichkeit und Anmut darin, die den geraden Weg zum Herzen finden.“

□ **Der Aberglaube in der Kinderstube.** Wenn Mütter darauf hören wollten, was abergläubische Gemüter aus den Erscheinungen des Kindeslebens herausdeuten sie müßten in beständiger Sorge um die Zukunft des Kindes leben. Was wird nicht alles getuschelt, geflüstert, geweißt, mit voller Ueberzeugung versichert! Es wäre überflüssig, auf solche „Ammenweisheiten“ einzugehen, wenn nicht dennoch immer wieder Fälle vorkämen, die beweisen, daß sich manche Mütter über abergläubische Träsel schwere Sorgen macht. Da heißt es zum Beispiel: „Komm ein Kind bis Mitternacht auf die Welt, so geht seine Straße abwärts, trifft es bis Mittag ein, so führt sein Weg aufwärts!“ Und weiter: „Ist es ein Freitagkind, so geht es Schmerzen entgegen, ist es dagegen ein Sonntagkind, so lächelt das Glück an seiner Wiege.“ Natürlich sind das nichts als Worte, und so manches Sonntagkind muß zur Genüge dunkle Wasser durchschreiten! Doch weiter: „Wer ein Kind in dessen erstem Lebensjahre wiegt, mißt, seine Haare oder dessen Nägel abschneidet, kürzt das Glück des Kindes oder hält es auf.“ Wie sonderbar! Dann müßten freilich gerade die Kinder der unteren Volksschichten, die doch gewiß am seltensten gewogen, gemessen usw. werden, dem freundlichsten Geschick entgegen gehen! Ein anderes Ammenorakel weißt, daß der, welcher durch seine gute Entwicklung überrascht, auch am lebenskräftigsten ist! Daran können Ausnahmen, in denen gerade ein schwächliches Kind später zu bester Entwicklung und einem hohen Alter gelangt, nichts ändern. Darum: wohl dem Kinde, das „beschnitten“ wird! Andere wieder meinen, aus dem Erscheinen der Zähne weisagen zu können. „Stellen sich die ersten beiden Zähne eines Kindes unten ein, so wachsen sie der Sonne zu, kommen sie oben zuerst zum Vorschein, so wachsen sie ins Grab hinein.“ — so heißt es. Oder das Glück des Kindes wird von Gegenständen des Zimmers abhängig gemacht. Befinden sich Pfauenfedern als Schmuck im Zimmer, wächst Eisen darun und dergleichen, so gibt's nicht viel Gutes zu hoffen. Ein übriges bestimmen Träume und Gestirne, der erste Ausgang der Wöchnerin und andere „Anhaltspunkte“, die von allen vernünftigen Menschen als trügerischer Aberglaube abgetan werden sollten.

Persönlichkeiten vom Tage.



Marshall Rodzu 1

Mit dem jüngst in Tokio verstorbenen japanischen Marshall Grafen Mitschitsura Rodzu ist einer der hervorragendsten Führer aus dem Reiche der jüngsten Großmacht dahingegangen. Rodzu, der am 30. November 1841 in Nagaschima geboren war, wurde 1874 Oberst und Stabschef-Aspirant der Garde. Hervorgetreten ist er zum ersten Male besonders in dem japanisch-chinesischen Feldzuge von 1894, wo er durch die Schlacht von Phohang den Krieg siegreich für Japan eröffnete.

Als der Höchstkommandierende, Marshall Yamagata, dann erkrankt nach der Heimat zurückkehrte, übernahm Rodzu den Oberbefehl und leitete als solcher nicht weniger als 26 Schlachten und Gefechte. Ein Jahr darauf wurde er zum Kommandierenden General ernannt und erhielt zum Lohn für seine Verdienste den Grafentitel. Als dann der Krieg gegen Rußland ausbrach, zählte Rodzu zu den hervorragendsten Unterführern Ohamas, an dessen Ruhmestaten in der Mandschurei er hervorragenden, vielfach völlig selbständigen Anteil nahm. In den letzten Monaten dieses Feldzuges befehligte der nunmehr Dahingegangene eine der Armeen des Zentrums des japanischen Heeres und vollbrachte hierbei wahre Wunderthaten an strategischer Kunst, Heldennut und Entschlossenheit.

Die Schleier des Todes.

Ein berühmter amerikanischer Arzt hat es zu seiner Lebensarbeit gemacht, das rätselhafte Phänomen des Sterbens zu ergründen. Dr. C. V. Humiston in Cleveland, Ohio, der auch mehrere Jahre am Allgemeinen Krankenhaus zu Wien seine seltsamen Studien trieb, konnte vor kurzem einen etwas unheimlichen Rekord aufstellen. Wohl kein Mediziner der Welt, der älteste Hospitalarzt nicht ausgenommen, dürfte an so vielen Sterbelagern gestanden und den letzten Seufzer von so vielen Scheidenden Erdenpilgern vernommen haben, wie dieser Jünger Askulaps. In seiner Gegenwart hörten 15 000 Herzen auf zu schlagen, 15 000 Paar matte Augenlider, die sich nie wieder öffneten, brückte seine Hand sanft zu. Mit dem aufmerksam prüfenden Blick des wissenschaftlichen Forschers beobachtete er die Sterbenden, um, wenn möglich, Aufschlüsse zu erlangen über allerlei Dinge, die bisher noch keinem Lebenden sich offenbart haben.

Aus den Erfahrungen des amerikanischen Arztes geht folgendes klar hervor: Das Sterben vollzieht sich in jedem Fall schmerzfrei, denn so lange Schmerzen fühlbar sind, kann der Tod nicht eintreten. Qualen jeder Art, physische wie seelische können nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt vor dem Tode andauern. Kürzere oder längere Zeit vor der Auflösung tritt eine Periode gänzlicher Schmerzlosigkeit ein. „Ich sah manchen Mörder sterben“, schreibt Dr. Humiston, „der so sanft hinüberschlummerte, wie nur je ein in seinem Lebenswandel tadelloser Priester. Bei vielen Totkranken und Schwerverwundeten, ganz gleich, ob sie moralisch gut oder schlecht waren, hörten die Schmerzen mindestens einige Minuten vor dem Ableben auf. Einzelne dieser

Sterbenden fühlten sich plötzlich so wohl, daß neue Lebenshoffnung sie besetzte. Es kam sogar vor, daß Personen, deren Lebensuhr bis auf wenige Sekunden abgelaufen war, durchaus aufstehen wollten, sich erhoben und ein paar Schritte machten, um dann sterbend auf ihr Lager zurückzusinken. Körperliche Schmerzen mögen, wie es ja besonders bei Krebs der Fall ist, gerade in den letzten Leidestagen fürchterlich sein; sie verschwinden jedoch, sobald der Todesengel naht. Es bedarf dann keines narkotischen Linderungsmittels mehr, um das Sterben zu erleichtern. Die Natur selbst sorgt für das beste Betäubungsmittel, indem sie zuerst den Sinn für Empfindung lähmt, oft tritt mit der Gefühlslähmung auch gänzliche Bewußtlosigkeit ein.

Manch ein Sterbender fleht Arzt und Pflegerin an, seine Leiden abzukürzen und ihm ein „Schlafpflückerchen“ zu reichen. Das sind aber nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Auch die Tatsache konnte ich feststellen, daß die Mehrzahl aller aus dem Leben Scheidenden an eine Unsterblichkeit nach dem Tode glaubt. Viele freilich gelangen zu diesem Glauben erst in den letzten Minuten. Mehr als einmal hat ein Verbrecher mir in seiner Todesstunde versichert, er bereue seine Missetaten um so mehr, als er deutlich fühle, daß es ein Jenseits gebe. Wirklich Todesfurcht aber habe ich bei fast keinem angetroffen, dessen Lebensführung mit Gesezen und Religion in argem Widerspruch gestanden hatte.

Der Tod ist in der Tat dem Schlaf brüderlich nahe verwandt. Wie man bei wirklicher Schläfrigkeit weder Schmerz noch Kummer oder Gewissenspein empfindet, so erstehen auch alle moralischen oder physischen Qualen, so bald die dem Tode vorangehende Mattigkeit die Sinne umfängt und einschläfert. Das Sterben ist in den allermeisten Fällen ein allmähliches oder schnelles Einschlafen, dem nur kein Erwachen folgt. Wer sich, wie ich hiervon überzeugt hat, schließt Dr. Humiston seine interessanten Ausführungen — „der empfindet nicht das mindeste Unbehagen mehr bei dem Gedanken, daß auch für ihn eines Tages das Ende kommt. Gefaßt wird er dem großen Geheimnis entgegengetreten und ruhig die müden Augen zum letzten Schlummer schließen.“

Opfer der Mode.

Während in allen Gebieten des Wissens, der Technik, Kunst und der sozialen Einrichtungen Verbesserung auf Verbesserung folgt, sieht man einen bedauerlichen Gegensatz überall da, wo Tiere in Betracht kommen. Manchmal können wir sogar einen erheblichen Rückschritt verzeichnen. Gab es früher so viele lupierte Pferde? Trug man früher so viele Federn auf den Hüften? Diese wahnsinnige Mode ist erst in der neuesten Zeit so in Schwung gekommen. Die Tierchutzvereine arbeiten und arbeiten zwar dagegen; aber als wenn die Worte der Vernunft gar keinen Wert mehr hätten, so wächst das Unheil fort und fort.

Werden wir es noch erleben, daß die zoologischen Gärten von den Hüten verschwinden, die das schönere Geschlecht zu Leichenträgerinnen herabwürdigen? Dem Vogelfänger, dem Vogelhändler, dem Krammetsvogeljäger ist das Handwerk gelegt, die Liebhaberei für Zimmervögel wird erschwert, aber an dem Rodel der Vogelhut-Mode scheint aller Vogelschutz machtlos abzu-prallen.

Wie viele Adlerhorste haben wir noch? oder wie wenige viel mehr! Diese stolzen Räuber der Lüfte müssen ihr Leben lassen, — um des „Adlerflaums“ willen! — Unsere Reiherskolonien sind fast ausgestorben. Dieser herrliche Verwandte des Storches wird bald völlig verschwunden sein, wenn unsere „perverse“ Damenhutmode mit den weißen Reihersfedern nicht Schluß macht. — Nicht anders ist es mit dem Eichelhäher, nicht anders mit dem Kampfhühnchen, mit dem Dompfaffen! Der farbenprächtige, schillernde Eisvogel, eine Fierde unserer Winterlandschaften, der zierliche Stieglitz, all unsere Land- und Seemöven werden alljährlich zu Tausenden hingemordet. Die Blaurocke ist bei uns schon vollständig ausgerottet — alles Opfer der Mode.

Leider liegt uns keine deutsche Ein- und Ausfuhrstatistik über diesen Gegenstand vor. Doch kann man sich einigermaßen ein Bild machen, wenn man nachstehende Ziffern liest, die vor einiger Zeit aus dem „Cri de Paris“ mitgeteilt wurden:

„Die Pariser Modistinnen“ verarbeiten jedes Jahr bis zu 40 000 Seeschwänen und Möven. Ein Londoner Händler ver-

kaufte im vorigen Jahre 32 000 Kolibris, 80 000 verschiedene Seevögel und 800 000 Paare Vogelschwalben der verschiedensten Arten. Man darf annehmen, daß jedes Jahr nicht weniger als 300 Millionen Vögel für die Frauenmode geopfert werden. Es gibt Länder, die bestimmte Vogelarten, welche eine charakteristische Erscheinung der betreffenden Regionen bilden, vollständig oder doch fast vollständig verloren haben. Damit die Schwung- oder die Flaumfeder ihren Glanz und ihre ganze Farbenpracht bewahre, darf man nur lebende Vögel rupfen; man macht daher auf die armen Tiere nicht mit der Flinte Jagd, sondern mit dem Netze. Der barbarische „Jäger“ reißt den gefangenen Vögeln die Federn vom Leibe, und die unschuldigen Opfer der Mode müssen die größten Martern erdulden, ehe sie unter krampfhaften Zuckungen den Tod finden.“

In England hat Lord Avebury im Unterhaus einen Gesetzentwurf eingebracht, gegen die Einfuhr von Vogelschwalben und -Federn, und die Königin selbst arbeitet begeistert bei der Bewegung mit. So schrieb der Herzog von Portland, wie wir der letzten Augustnummer von „The Animal World“ entnehmen, in einem 1906 an Lord Granby, den späteren Leiter der Königl. Gesellschaft für Vogelschutz, gerichteten Briefe: „Die Königin beauftragt mich, in Beantwortung Ihres Schreibens, Ihnen mitzuteilen, daß Sie Ihnen als Präsident uneingeschränkte Vollmacht gibt, ihren Namen jederzeit gebrauchen zu dürfen, wenn Sie denken, daß es zum Besten des Vogelschutzes ist; und ich soll noch besonders hinzufügen, daß Ihre Majestät niemals „Seeadlerflaum“ trägt und auch alles tun will, was in ihrer Macht steht, die Grausamkeit gegen diese Vögel zu bekämpfen.“

Wie notwendig die Annahme des von Lord Avebury vorge schlagenen Gesetzentwurfes wäre, zeigen folgende der „Animal World“ vom August ferner entnommene Ziffern. So wurden in London in den letzten sechs Monaten von 1907 nicht weniger als 19 742 Paradiesbälge, 1411 Sendungen von Hochzeitsfedern des weißen Reiher (der wohlbekannte „Seeadlerflaum“) verzeichnet — welche die Federn von 115 000 Vögeln, ohne die ungeheure Menge von anderen Federn und Bälgen, darstellen. In dem einzigen Monat Juni dieses Jahres wurden verzeichnet: 28 000 Falkenfedern, 17 276 Eisvögel, 17 040 Meeresschwalben, 15 644 Papageien, 8867 Krontauben, 8079 Paradiesvögel, 6650 Albatros-Federn, 6655 Unzen „Seeadlerflaum“ und 7772 Bälge von Kolibris und anderer kleiner Vögel mit prächtigem Federkleide.

Wir haben in Deutschland durch das neue Vogelschutzgesetz viel erreicht, mehr sogar, als wir erwarteten, aber allen Seiten gerecht, wird es noch nicht. Unbedingt muß, wie in England, so auch bei uns auf Erlaß eines Verbotes der Einfuhr von Vogelschwalben und Gefieder zu Schmudszwecken hingearbeitet werden.

Einstweilen bleibt nur der Appell an die Guten und Vernünftigen unter den Frauen. Von Natur aus würden gewiß wenige es fertig bringen, tote Vögel auf den Hüften zu tragen; aber die Mode, die leidige Mode fordert es. Da verlangt eben der Anstand auch mitzumachen!

Nein, deutsche Frau, über die Mode gehe dir die Menschlichkeit! Du wenigstens sei schuldlos an dem Blute unserer Sängerknaben! Also weg mit dieser grausamen Mode, weg damit! Sind denn Natur und Kunst so arm, daß sie dir keinen anderen Schmuck gewähren können, als Vogelschwalben? Nichte dich nach den Vorbildern der Gemüthvollsten und Besten unter den Frauen, die ihren Put nur mit Blumen und Bändern schmücken!

L. Ankenbrand.

Afrikanisches Negerleben.

In dem soeben zur Ausgabe gelangenden Werke „Negerleben in Ostafrika“ von Professor Dr. Karl Weule, dem Direktor des Museums für Völkerkunde zu Leipzig (Verlag von Brockhaus), zeigt der Gelehrte zum erstenmal den Neger, wie er lebt und leidet, und führt in dessen eigenartige Denkweise ein. Weule erzählt:

„In malerischem Durcheinander lagert meine Karawane zur Frühstüdpause an einer verhältnismäßig grünen Stelle im Walde; Knudsen und ich sitzen etwas abseits, weil meine Geruchsnerven in diesem Fieberstadium noch sensibler sind als gewöhnlich. Da schlagen faule Wige an unser Ohr, ganz im Charakter der unserer Soldaten, wenn ein weibliches Wesen in Rufnähe an einer Kriegerkaserne vorüberkommt. Tatsächlich ist die Sachlage die gleiche; im Abstände von zwanzig bis dreißig Metern steht ein junges Weib die Gruppe der Fremdlinge zu umgeben. Das ist nun an sich weiter nichts Aufregendes, aber plötzlich rufen alle meine Männer, die ja längst wissen, was mich am meisten interessiert: „Kipini, bwana, siehe den Rasenpfad, Herr!“

Im nächsten Augenblick haben einige von ihnen die Maid auch schon zu uns herangeführt. Es ist allerdings ein ausnehmend

herrliches Exemplar von Ebenholzpfad, was diese Schöne in ihrem linken Nasenflügel trägt, womöglich noch zierlicher und geschmackvoller mit Zinnpfädchen ausgelegt, als man es sonst zu sehen gewohnt ist. Zuerst steht die Frau unseren Kaufangeboten glatt ablehnend gegenüber, schließlich aber scheint doch die Furcht vor so viel wild aussehenden fremden Männern wirksamer zu sein, als selbst der Glanz eines Viertelrupienstücks. Högernd fährt sie mit der Linken an die Nase, fast gleichzeitig folgt die Rechte nach. Mit einem geschickten Druck muß die Linke das Kipini aus seinem gewohnten Lager befreit haben, denn schon reicht sie das Ding herüber.

Sichtbar ist der ganze Vorgang nicht gewesen, denn mit einer geradezu unerklärlichen Kengilichkeit und Beharrlichkeit hat sie die ganze Nasenpartie mit der ausgebreiteten Rechte überdeckt. Auch jetzt, nachdem sie das Silberstück längst in Empfang genommen hat? steht sie noch in dieser Haltung da; meine Leute wischen von neuem, doch immer fester drückt die Frau die Rechte auf die entblößte Stelle. Mit diesem Hinweis auf die lokale Nacktheit haben wir den Vorgang psychologisch unzweifelhaft richtig gedeutet; mit der Entfernung des Kipini wird das Schamgefühl verlegt, daher das krampfartige Zucken jener Stelle. Eine solche „Verlagerung“ des Schamgefühls ist in der Völkerkunde nichts Seltenes.

Mit innigem Behagen lese ich in meiner Bibel, der Beschelschen Völkerkunde, immer wieder jene köstliche Stelle, wo der Autor schildert, was ein frommer Moslem aus Peking tun würde, wenn er einem unserer Väter beizuwohnte. Beschel meint, daß dieser brave Moslem, wenn er die Entblößungen unserer Frauen und Töchter, die halben Umarmungen bei unseren Rundtänzen wahrnähme, im stillen nur die Langmut Allahs bewundern würde, der nicht schon längst Schwefelgluten über dieses sündhafte und schamlose Geschlecht habe herabregnen lassen. Denselben Anschauungen entspricht es, daß die Araberin Fuß, Bein und Busen ohne Verlegenheit sehen läßt, daß aber die Entblößung des Hinterhauptes bei ihr für noch unanständiger gilt als die des Gesichts, das ja auch sorgsam verborgen wird. Wieder eine andere Verlagerung des Schamgefühls ist die ängstlich angestrebte Bedeckung des Nabels bei den Malayinnen und auch auf den Tonga-Inseln, während jeder andere Körperteil strupellos zur Schau gestellt wird.

Noch weiter von unseren Anschauungen weicht schließlich diejenige der Chinesen ab, wo es als höchstes Ausmaß der Unanständigkeit angesehen werden würde, wenn die Frau einem Manne ihren künstlich verkrüppelten Fuß zeigte; gilt es dort doch sogar für unschicklich, auch nur von ihm zu sprechen. Würde man in gleicher Weise die ganze Erde absuchen, eine Ansammlung der verschiedensten, nach unseren Begriffen seltsamsten Anschauungen über Anstößiges und Gestattetes würde uns dabei entgegentreten. Unsere eigenen Ansichten über diesen Punkt sind in dieser langen Reihe auch nur eine von den vielen; auch ist ihre Berechtigung durchaus nicht besser begründet als irgendeine der anderen, denn alle diese Anschauungen haben genetisch das gemeinsame, daß a priori überhaupt nichts als verwerflich und anstößig erscheint; erst nachdem sich eine bestimmte Ansicht darüber gebildet hat, welcher Körperteil zu verhüllen und welcher unbedeckt zu lassen sei, wird ein Verstoß gegen diese Ansicht zu einer verwerflichen Handlung; nicht früher.

Frauenbildung in China.

Ueber die immer fortschreitende Emanzipation der chinesischen Frau hat der soeben in New York erscheinende Li-Sum-Ying, der Herausgeber der größten chinesischen Zeitung, einem Korrespondenten der „Tribune“ interessante Mitteilungen gemacht: Es gibt mehrere Duzend täglich erscheinender Frauenzeitungen in China. Vier große Zeitungen, die sich nur an Frauen wenden, erscheinen in Kanton, fünf oder sechs in Schanghai und ebensoviel in jeder anderen großen Stadt des Himmlischen Reiches. Diese Blätter, die ganz von Frauen für Frauen geschrieben werden, sind die wichtigste Bildungsquelle für den Wissensdurst der Chinesen, die durch sie über alle Neuigkeiten der Welt unterrichtet wird. Außerdem gibt es noch eine große Reihe von Wochen- und Monatschriften für Frauen. Auch das neue Erziehungssystem gewährt dem weiblichen Geschlecht die denkbar größte Freiheit. Mädchenschulen sind überall eröffnet und in den großen Städten gibt es Hochschulen für Frauen, in denen sie sich dem Studium der chinesischen klassischen Literatur, fremder Sprachen und aller anderen Bildungsgebiete widmen können. Allein in Kanton gibt es zehn bis zwanzig solcher Hochschulen, die von den Töchtern reicher Leute besucht werden. Die jungen Chinesinnen wohnen vielfach bei fremden Familien und leben ganz selbständig. Eine gründliche Bildung ist die beste Empfehlung für eine Frau, und die Studentinnen finden die meisten Verehrer; sie heiraten alle zwischen 16 und 18 Jahren.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Heybold in Wiesbaden.